Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 21. 2. 1937 | Nr. 8

Besuch in Polen.

Nach einer wahren Begebenheit berichtet von Stefan Husmann.

Metta Siemen war gerade 21 Jahre alt, als man Ostern 1936 feierte, und als sie den Plan faßte, von ihrem holsteinischen Bauernhof nach Polen zu fahren, um das Grab ihres Vaters zu besuchen, der drei Monate vor ihrer, seines einzigen Kindes, Geburt im Februar 1915 an der Rawka gefallen war. Jürgen Siemen hatte sich unmittelbar vor seinem Auszug ins Feld mit der Kathrin Averhoff kriegstrauen lassen, damit sein Hof eine Wirtin hatte. Sie hatte ihm dann geschrieben, wie es um sie stände und war ganz wider ihre Art sehr ängstlich und sehnsüchtig gewesen, so daß sie immer wieder mit dem schnellen Ende des Krieges, an das doch alle glaubten, trösten mußte. Als Weihnachten vorüber war, ließ er sie wenigstens auf einen nahen Urlaub hoffen. Er war Unteroffizier geworden und konnte zuerst damit rechnen. Dann hatte ihn aber schon vorher der Tod gefunden, und wenn auch im Frühling danach die kleine Metta geboren wurde, um sein Leben auf ihre Art fortzusetzen, so fand sie doch keinen Vater mehr vor, der sich an ihr freuen und sie großwerden sehen konnte. Auch die Mutter Kathrin hatte sie drei Jahre später verlassen. Eine Grippe hatte sie ihr fortgenommen. Zum Glück waren noch die Großeltern Averhoff übriggeblieben, die es gut mit ihr meinten. Der Alte verwaltete ihren benachbarten Hof mit und seine Frau machte das Mädchen tüchtig zu aller Arbeit und Verantwortung, die das Leben aufbewahrt hielt. Der Tod nimmt alles fort, aber das Leben bringt immer mehr hinzu. Wohl dem, für den der Tod der Anfang des Lebens ist!

Metta Siemen war jetzt mündig geworden. Sie wußte auch, daß sie dem Großvater die Last mit der Wirtschaft abnehmen mußte; seinen eigenen Hof hatte er schon längst übergeben. Sie war in Schulen gewesen und hatte auch sonst auf anderen Marschhöfen gelernt, was eine Bäuerin wissen muß. Sie war gesund und froh und wollte heiraten. Sie hatte auch schon jemand in Aussicht, der geschickt war und ihr zusagte. Aber bevor sie ihm ihr Jawort gab, wollte sie noch das „andere" erledigen, wozu sie später wohl weniger Zeit hatte, was ihr die ganze Jugendzeit hindurch ein brennender Wunsch, zuletzt sogar eine zwingende Notwendigkeit geworden war; sie wollte vor dem allen noch einmal allein am Grabe ihres Vaters stehen. Den Friedhof mit dem Ruheplatz ihrer Mutter hatte sie ganz in der Nähe; aber gerade von dieser Stelle aus überspannte ihre Sehnsucht das weite Land jenseits von Elbe und Oder bis hin zu dem kleinen Fluß, der die Weichsel suchte und durch sie das große Meer.

Zu Pfingsten war es so weit. Durch eine Kette von Empfehlungen hatte sie einen deuschen Lehrer gefunden, der sie an der letzten Bahnstation empfing und durch die fremde Landschaft in sein Haus brachte, wo sie die junge Frau nicht wie einen Gast sondern wie eine liebe Schwester aufnahm. Den Leuten ging es nicht gut, und auch der Acker war viel ärmer als der eigene, von dem sie gekommen war; aber es wollte ihr scheinen, als wenn diese neu entdeckten Landsleute in Polen, die zu Wächtern an vieltausend Gräbern deutscher Soldaten bestellt waren, eine große selbstverständliche Hingabe bewiesen, die jeden reicher machten, der sich ihr anvertraute. Am Abend kamen noch Leute aus dem Dorf, Bauern mit ihren Frauen, die sich noch jener blut- und opferreichen Tage erinnern konnten, in denen sich ihres Vaters letztes Schicksal erfüllt hatte. Vielleicht waren diese Menschen, mit denen sie die gleiche Muttersprache redete, noch schwerfälliger als ihre holsteinische Sippe, aber sie waren ganz echt und aufrichtig in ihrer Freundschaft. Sie fühlte sich sonderbar angezogen von dieser Gemeinde, und wenn sie daheim geglaubt hatte, unter dem Segen der Mutter zu stehen, so empfand sie in dem Gespräch mit diesen schlichten Leuten schon etwas von der Nähe des Vaters, die Geborgenheit einer neuen Heimat.

Ein Kamerad hatte damals vor 21 Jahren das Grab des Unteroffiziers Jürgen Siemen genau beschrieben. So hatte es der Lehrer schon vor ihrer Ankunft finden können. Es lag nicht auf dem nächsten Friedhof, sondern neben zwei Russengräbern in einem polnischen Gutspark, wo man sie alle drei geduldet hatte: die beiden Andreaskreuze und das dritte, auf dem man nur mühsam den deutschen Namen entziffern konnte. Der Gutsherr, der den Großen Krieg auf der anderen Seite miterlebt hatte, erklärte sich damit einverstanden, daß die Hügel und Kreuze erneuert wurden und war sichtlich ergriffen, als ihm die großgewachsene blonde Tochter des stummen Schläfers unter den Weiden, die noch „hinter Hamburg" zu Hause war, ihren Dank sagen ließ. Er selbst konnte sich nicht mit ihr verständigen, denn sie verstanden ihre Sprachen nicht. Aber ein Glas Tee mußte Metta Siemen in seinem Hause trinken, und die alte Gutsfrau, die zu Tränen gerührt war, hätte sie fast in ihre Arme geschlossen.

Dann stand sie an dem frisch bepflanzten Hügel, zunächst ganz allein, wie sie es gewünscht hatte. Das neue Kreuz mit dem alten verwitterten Querbalken in der Mitte hielt sie fest umspannt. Durch die Kronen der Bäume sah sie in den Himmel, wie es wohl ihr junger Vater sterbend getan hatte, noch ehe sie auf der Welt war. Sie fühlte ihn ganz nahe und verstand ihren Weg. Er war wohl ernster wie der ihrer Freundinnen, aber auch bewußter und so erfüllt von Fernsicht und Lebensfreude, daß man nicht trauern konnte.

Zuletzt kam der Kantor und Lehrer mit seinen Schulkindern an den durch das Opfer des Vaters und die Liebe des Kindes geweihten Platz. Sie sangen ein altes deutsches Pfingstlied. Niemals in ihrem Leben wird Metta Siemen diesen Besuch in Polen vergessen, niemals diese heilige Stunde, niemals das Lied, das ihr als Gastgeschenk auf die weite Reise mitgegeben wurde, und das mit seinem Verse also ausklang:

„Laß uns hier indessen / nimmermehr vergessen, / daß wir Gott verwandt; / dem laß uns stets dienen / und im Guten grünen / als ein fruchtbar Land, / bis wir dort, du werter Hort, / bei den grünen Himmelsmaien / ewig uns erfreuen!"

Vermächtnis / von Heinrich Zillich

Dem Jahrgang 1898

Viele schreiten hinan die Stufen der Schulen,
hören von Helden, lauschen von Sehnsucht gebannt.
Doch das Leben spült sie hinweg. Dumpf wird ihr Sinn.
Trommel und Horn rief ihnen nicht.

Uns aber tönte von Kind auf die Drohung.
Jahre hindurch zuckte der Himmel in Blitzen.
Wenn die Alten verstummten und furchtsam den Morgen erfragten,
ob er den Hammer schon schwänge,
ward uns der Atem eng,
wußten wir, uns wird es rufen!

Auf den Büchern lag heimlich das Schwert,
auf unsern Köpfen die stählerne Krone der Helme.
Und das graue Gewand des Schicksals wuchs uns
schnell um die schmächtige Schulter.

Noch glitt das Planen an nebligen Ufern des Frühlings,
Langsam nur hob sich das Lid in den Tag.
Und der Mädchen verworrene Haare
hingen blond in den Traum des Erwachens,
als uns schon jagte Tod und Befehl,
Schreie, Schreie in Nächten, die fremd und gewaltig
Gottes Odem durchwehte im heulenden Singen der Schlachten,
Gottes Schweigen durchstieß in Fiber und Blut.

Hände, die vordem gerne in Versen geblättert,
lagen wie Erde gebrannt um Kolben und Spatengriff,
Hände, die vordem die Saiten der Geige umfaßten,
zogen den Stacheldraht quer durch das Antlitz des Erdteils.
Augen, die vordem am Himmel kein Ende im Schauen gefunden,
kniffen sich klein zusammen, suchten im Grinsel das Korn.

Also wuchsen wir ein dem eisernen Heerbann der Zeit,
du und du und ich wie du; und deiner und meiner Wünsche Verführung
glänzte wie Lichter im Meer.
Jede Welle zerbrach sie.
Immer sprangen sie auf, immer zerfielen sie rasch.
Ewig wogte das Meer.

Manchmal fragten wir: Herr, kommt uns jemals der Tag,
da wir das Tal, wie du's erschaffen, erblicken?
Ohne Schanzen und Falle?
Werden wir aufrecht schreiten über die Wiesen zum Walde,
sorglos verweilen, am Abend lachend nach Hause singen?
Werden wir wieder im Lande wie der Bauer stehn,
Saatgut im Sacke und unter den Füßen die Brache?
Werden wir einstens die Garben hoch auf den Stoppeln kreuzen?
Fahren wir einstens auch mit der selbstgezogenen Frucht?
Sterben wir nicht zu früh, kaum zur Liebe erwacht?
Kaum liebkost vom Sehnen und vom Glück nicht gekannt,
stürzt uns dein Spruch!

(Schluß nächste Seite)

Spiel in Flandern.

Eine Novelle aus dem großen Kriege

Von Haus Willi Linker.

Zweite Fortsetzung.

Bob blickt in den Spiegel. Seine Finger, die den Rockkragen schließen wollen, ruhen. Bob blickt in die Augen, die ihm aus dem Glas entgegenbrennen. Ihm kommt die Träne in den Sinn, die gestern auf sein Kissen gerollt ist. Er weiß jetzt, woher sie gekommen ist. Aus der tiefen Beglückung, ein warmer junger Mensch zu sein, Mensch zwischen den großen Feuern seines geringen Lebens. Und da ist sein Leben auch nicht mehr gering. Es spannt einen weiten Bogen über alle erreichbaren und unerreichbaren Kostbarkeiten dieser schönen Erde, dieses schönen Morgens, darin die helle Stimme eines jungen Mädchens ein Gartenlied singt.

Das verläßt ihn an diesem Morgen, an allen Morgen dieser warmen Tage nicht mehr; und mit ihm sind alle die jungen und alten Kerle aus den tausend zerschossenen Gräben und Trichtern groß und frei. Zuerst verwunderlich, daß man noch so frisch und froh lachen kann, daß man im Herzen noch anderes hat als die graue Not und Sorge, daß in den Adern Blut fließt — hell und lebendig. Ja, es ist sicher zum Verwundern. Dann aber lacht die alte Kraft auf und ein paar blanke Stiefel, ein reines Hemd, das ist wie Sonntagmorgen im Heimatdorf, wenn die Glocken zum Kirchgang läuten.

Sie werden mächtig stolz, die Brüder. Alle glänzen, wollen glänzen. Keiner ist unter ihnen, der Sorge macht, daß er sich gehen läßt. Man kann sich freuen. Bob freut sich der Getreuen seines Zuges. Sie haben alle seinen frohen Drang, und die Lieder fliegen nur so aus den Häusern und Gärten, durch die kleinen Straßen, in die blauen Lüfte.

Viel Dienst ist in diesen Tagen nicht. Gewiß, da gibt es so allerlei Befehle und Verordnungen. Leutnant Busch setzt den Dienst wie befohlen an, ändert dann aber hier und da, und schließlich ist ihm die Hauptsache, daß seine Kerle froh sind, Kraft gewinnen und auch Zeit für die kleinen und großen Gedanken.

Sein Vizefeldwebel Bob Schmidt hilft ihm überall in den mannigfaltigen Aufgaben. Die eintönigen Unterrichtsstunden werden lebendig. Auf den kleinen Märschen nach draußen gibt es viel Spaß und Übermut. Wenn wir das Schwere nicht mehr spürten, waren wir da nicht oft wie die Kinder? Feldwebel Bob hält jeden Tag Neues bereit, seinen Kameraden die Ruhezeit mit Leben zu füllen. Er lebt mit ihnen in der jungen Schwungkraft.

Ja, jetzt ist er jung. Vorne, da standen sie alle in der gleichen Zeit, sie waren gleich jung oder gleich alt.

Jetzt dringt die Jungennatur durch, die Freude am Leben und Wachsen, die Freude an dieser schönen, anmutigen Stadt, an den Menschen, die ihm gehören und die ihm wohltun, wo sie es können.

In dem kleinen roten Hause ist er wie einer, der von lange her dort weilt. Er lebt mit allen in der reinen Harmonie, die nun einmal zu diesem Hause und den Menschen darin gehört. Immer ist die Freundlichkeit für ihn bereit, und da kann man sich doch wohl denken, daß er an diesen Tagen am liebsten unter den Bäumen, unter dem Holunderbusch des Gartens sitzt. Die Stunden, die für ihn sind, verbringt er dort — lesend, schreibend oder auch plaudernd mit einem der Menschen, die hin- und hergehen oder bei ihm sitzen, um dem jungen Soldaten zuzuhören, der immer zu erzählen weiß.

Soll es ihm denn nicht warm ums Herz wehen, wenn er den beiden jungen Mädchen nachschaut, dem einen Menschenkind mit der Ruhe und der leisen Trauer und dem anderen Mädchen mit der Frohheit seiner siebzehn Jahre?

Die Trauer in den Augen Gretjes weicht nicht, selbst wenn ein kleines Lächeln über die Lippen, über die Wangen huscht. Aber Bob weiß es nun, warum die Augen traurig sind. Maantje erzählte es ihm und wie hat sie es ihm erzählt!

An einem der stillen Nachmittag hat er im Garten gesessen und an seine Mutter, an die Schwestern geschrieben, hat so recht erzählt, wie schön es hier ist, wie die Menschen so sorgsam sind, wie er sich also wieder so wunderbar frei fühlt.

Dann ist Maantje gekommen. Immer ist ja etwas Spielerisches mit den blonden Flechten und sie haben sich immer zu necken, wo sie sich auch begegnen. Als er aber dann fragt, warum Gretje diese traurigen Augen habe, da hat ihm das junge Mädchen den Zopf aus der Hand genommen und ihn mit stillen großen Augen angesehen.

Schluß auf der Rückseite.

Einen der Freunde nahmst du am Morgen, als es zum Sturme ging,
und du nahmst uns zugleich ein Echo der Kinderzeit.
Weit am Tore vor Görz, warfst du gleich zwei ins Vergehen
und du nahmst uns zugleich zwei Säulen der Kinderzeit,
und du fälltest den vierten, den fünften, den sechsten,
Herr, und mit dem Streich wurde die Aussicht klarer,
schwand das Dickicht der Jugend, sahn wir dich größer erscheinen,
und du sprachst zu dem Haufen, der kleiner wurde und kleiner:
Saat seid ihr selber der Zeit.

Eure Ernte wird reifen,
eure Garbe geschnitten,
eure Frucht gekreuzt.
Ich schlage den Wald eurer Jugend,
ich mache euch Raum zum Wuchs.
Der Stamm, den ich fälle, vermodert,
Dünger und Kraft für euch.
Der Ast, den ich schnitt, besamt euch,
Sendung und Zucht für euch.
Hören sollt ihr sein Krachen nachts und tags,
wenn ihr wachet und schlafet.
Kein Ruhen sei euch gegeben
oder die Ruh' sei Verrat.
Niemals werdet ihr sorglos schreiten auf Wiesen und Au.
Zu Suchenden seid ihr geweiht,
zur Sendung seid ihr erhoben,
Salz,
aus Blut gekantet,
Erz,
von Erzen gehämmert,
Wort,
aus dem Toben geklärt.

Also hörten wir nächstens Gottes Stimme erschallen
und sie schallte aus uns, und wir verrieten sie oft,
aber niemand vergaß sie, wurde die Schar auch kleiner
und die Treuen verfemt.

Andere sitzen zur Vesper geruhig und froh vor dem Hause,
andere singen und fahren mit leichten Frachten zur Scheuer.
Wir wiegen das Korn, wir messen den Halm,
wir schütteln das Haupt und verstummen,
denn unsere Frucht, die wuchs noch nicht,
die ist zu tief gesät,
denn unser Salz, das würzt noch nicht,
das klärt zu tief im Blut,
denn unser Erz, das baut noch nicht,
das ist zu scharf gefügt,
denn unser Wort, das hört man nicht,
im leeren Pöbellärm.

So stehen wir in Stahl geschient wie je.
Hinter den Worten, Freunde, lauschend dem Schwerterklang.
Sehen wir die Narren uns Schufte der Stunde
die klirrenden Becken schlagen,
rücket den Helm zurecht,
kneifet das Auge zusammen,
zielet wie einst.

Deshalb starben Tausend und Tausende,
deshalb ward das Sakrament des Opfers wieder erneuert,
stürzte der heilige Frühling der Jugend, sanken die Söhne,
daß ihre Brüder versengten Haares aus der reineren Hölle der Schlachten
das Licht in die geile Wirrnis der Zukunft tragen,
wo sich wahllos an dem Schüsseln der Macht
der Ungerufene mit dem satten Frechling paart
und in den Trögen die Silberlinge klingen.

Darum starben Tausend und Tausend,
daß wir das Opfer hüten,
daß wir die Sendung erfüllen,
daß wir den Samen wahren
der größeren Zeit,
des reineren Volks
des ewigen Rechts!

Entnommen dem Buch „Komme was will" des im Jahrgang 1898 in Kronstadt (Siebenbürgen) geborenen Dichters und Frontkämpfers.
Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1935.

Lehrers Abschied.

An J. von L.

von Walter Flex.

Die Hand, mein lieber Junge! Still! Du weißt
So gut wie ich, was dieses Scheiden heißt.
Zum Kampfe für die Heimat würdigt mich
Der deutsche Gott. Sei stolz, er braucht auch dich!
Nur deiner deutschen Sendung Art und Zeit
Ist dunkel. Doch dein Herz liegt still bereit
In unsres Volkes Kammer wie ein Schwert
Noch ungebraucht, doch blank und tatenwert.
Vor mir liegt Leben oder Tod. Vor dich
Tritt ernst das Leben. Junge, halte Stich!
Gott geb' mir Lebens- oder Todesglück,
In dir bleibt stets ein Teil von mir zurück.
Des bin ich fröhlich. Denn ich weiß, es bleibt
Mein Herz in deinem als ein Keim, der treibt.
Gott segne dich und in dir meine Saat!
Die Hand darauf, mein kleiner Kamerad!
Und, Junge, halte deine Augen rein,
Sie sollen Gottes liebster Spiegel sein.

Wir wollen es nicht vergessen!

Der Krieg hatte sie beide gerufen, jeden zu seiner besonderen Aufgabe. Der eine zog als Infanterist in den Kompagnie nach vorn in den Schützengraben, und der andere mußte mit schwerbeladenem Munitionswagen in die Stellung fahren.

Unsicher und spärlich war die Verbindung mit der Heimat. Rußlands verschneite und verschlammte Wege waren mehr eine Absperrung als eine Verbindung mit der Außenwelt und so blieb der Mutter daheim für lange Zeit nur der bange quälende Gedankenkreis der Ungewißheit der einzige Weg, auf dem so viele in der Heimat ihren Lieben mit sehnsüchtiger Geduld in die Ferne folgten. Auch voneinander wußten die Brüder nichts, hatten einander in all der Fülle wuchtiger Eindrücke des Erlebens fast vergessen.

Im Frühjahr 1915 marschierte eine Kolonne über die blutgetränkten Felder von Borzimow. Links und rechts der Straßen und auf Dorfplätzen grüßen in schlichtem Gräberschmuck die toten Kameraden die lebenden, die von Grab zu Grab die fast verblichenen Namen auf den roh gezimmerten Kreuzen lesen, als wollten sie alle in ihrem Herzen bewahren, um der Heimat Kunde von jedes Einzelnen Treue zu geben. — So kommen sie in ein Dorf. Kurz vor dem Gut liegt ein Garten, dort sind mehrere deutsche Gräber. Hohe Pappeln stehen darum. Von unbekannter Kameradenhand sind die Gräber sauber gepflegt. Ein Birkenzaun umgrenzt den Ruheplatz. Da liegt der Hauptmann, nebenan die Reihe seiner Leute. —

Der Feldwebel B. liest Name für Name vor sich hin. Sie klingen bekannt und sind doch fremd. Auf einmal hält er inne; nachdenklich und bewegt; erschrocken über die bange Ahnung, die in seiner Seele aufsteigt, ruft er zu seinem Freund hinüber: „Komm her, Kamerad, und lies, da steht dein Name."

„Hier ruht der Unteroffizier Adolf Ladwig
der 8. Komp. Inftr.-Regt. 128. Er starb den
Heldentod am 28. 1. 1915."

„Ist das dein Bruder?" — „Ja, er ist's." —

Noch wußte der Bruder vom Bruder nichts, auch die Mutter nichts von ihren Söhnen. Des Krieges sonderbare Wechselfälle führten ihn an seines Bruders Grab vorüber im weiten östlichen Feld. Noch ein letzter Gruß vom Brudergrab für die Heimat, für die bangende Mutter, — dann verliert sich diese einsame Stelle wieder in den unwegsamen Einöden von Polens weiten Totenfeldern. —

Noch viele andere Brudergräber liegen dort, sie grüßen alle die geliebte Heimat, doch die Äcker der Toten sind unermeßlich groß, die Wege zu ihnen sind verschneit und verschlammt, die Kreuze geborsten, die Schrift verwischt. Aber die Treue jedes einzelnen Kameraden steht unvergessen vor der Seele der dankbaren Heimat und im Licht der Geschichte.

Anuschek.

„Sie dürfen sie nie fragen, hören Sie? Ich will es Ihnen sagen, damit Sie ihr nicht den Kummer bereiten. Sie müssen mir versprechen, nichts zu sagen, ja?"

„Ich werde nichts sagen, Maantje."

„Gretje war versprochen, als der Krieg kam; Jan mußte auch mit und ist drüben gleich zu Anfang gefallen."

Maantje schweigt. Die frohe Maantje ist fort. Es blickt ein junges ernstes Menschenkind den Soldaten an, einen der Soldaten, die dem Verlobten der Schwester feind waren.

„Feldwebel Bob, und dann kamt ihr deutschen Soldaten, und ihr wart Menschen wie wir, wie der Vater einer war, wie Jan und all die anderen, die wir lieb hatten. Es war sehr schwer, das zu fühlen, und für Gretje war es am schwersten. Sie hat nie geweint. Darum sind die Augen traurig. Wir sprechen nie davon. Sie muß einmal von selbst weinen können, glaube ich. Und darum sollen auch Sie nichts fragen, Feldwebel Bob, nein?"

Maantje, liebe junge ernste Maantje. Gretje hat nie geweint. Darum sind die Augen traurig. Sagst du. Und du sagst es, als seiest du Frau und nicht spielendes Mädchen, du sagst es, als sei dir in den Tiefen der trauernden Schwesterseele kein Raum fremd. In deinen Augen — sind es deine Augen noch, frohe Maantje? — in deinen Augen, die so schön sein können wie der frische Morgen und die jetzt so schön sind wie ein tiefer blauer See, in deinen Augen leuchtet — ja, es leuchtet ein großer Mensch. Nein, nein, man darf deine Flechten nicht in die Hand nehmen, man darf dich nicht necken. Oder soll man es doch? Damit dein Herz leicht und froh bleibe? Dein Herz, das so viel weiß, viel, viel mehr als wir Armen, denen doch nichts fremd ist.

Ganz leise sagt Bob: „Ich danke Ihnen, Maantje. Ich werde nicht fragen, ich will so sein, wie ich alle Tage bin. Ist es gut so?"

„Ja," erwidert Maantje. Und dann: „Ist es nicht schrecklich?"

„Nicht daran denken, Maantje. Alles das geht einmal vorüber."

„Nein, es ist schrecklich. Nichts geht vorüber. Das ist es ja, es bleibt. Es bleibt für uns alle, Feldwebel Bob."

„Nein, es bleibt nicht. Es wird einmal eine Zeit sein, da ist alles Leid ein Kranz um ein Bild, und alle Trauer ist wie die Trauer im Anblick der untergehenden Sonne. Wir, wir wissen es von da draußen her. Nichts bleibt. Alles wandelt sich. Die Welt, das Leben, die Menschen und — — du und ich, Maantje."

Minutenlang sitzen sie schweigend. Dem jungen Soldaten ist diese Stunde eine kleine Heiligkeit. Ja, sie sind beide Kinder noch, Kinder, die eine große Last tragen. Die jungen Schultern biegen sich wohl unter der Last. Immer aber ist da etwas, was sie aufrichtet und wieder mutig macht. Es ist dies eine ernste Stunde für die beiden Kinder, die fröhlich miteinander waren und die sich nun ansehen und bei der Hand nehmen.

Der blonde Scheitel neigt sich ein wenig.

„Nichts bleibt. Alles wandelt sich. Du und ich."

„Ja, liebes Mädchen. Du und ich. Und darum lassen wir doch alle Stunden blühen, wie sie eben blühen. „Nach einer kleinen Pause: „Wäre es nicht schön, Maantje, wenn wir heute abend unsere Lieder sängen?"

Maantje blickt auf. „Ja, das wäre schön. Aber — — Bob, nicht du sagen, wenn die anderen dabei sind, nur — —"

„Nur, wenn wir hier sitzen, du und ich, ja?"

„Ja, Bob."

Maantje lächelt wieder und ihre Augen grüßen.

Wie jung, Bob, ist doch dein Herz, da sich der eiserne Griff ein wenig gelockert hat! Wie weich die Welle deines Blutes! In wieviel Nächten hat es geschrien, geweint! Wonach? Du wußtest es nicht. Ahntest wohl nur, daß da eine dunkle Stimme rief aus Tiefen, die du nicht kanntest.

Und du weißt es nun? Weil du in der Schönheit der geruhigen Tage, in den Tagen deiner Besinnung, deiner Sammlung lebst? Weil du die Sommerseligkeit, die ganze Herrlichkeit der geliebten Erde, des geliebten Himmels jung und neu erlebst? War das nicht alles schon früher da, ehe du dich in die graue Mauer stelltest?

Oder ist es, weil dich eine weiche Mädchenhand angerührt hat? Eine Mädchenhand, die schon Frauenhand ist in der Blüte des ersten Weibtums, in der geahnten Reife der runden roten Früchte?

Wo ist Gott? hat deine Seele in dem Grauen der Unbarmherzigkeit geflüstert. Ja, wo war Gott damals, wo du es heute fühlst, daß er lebt, daß die große Güte sich über die Welt breitet, daß sein Auge in jeder Blüte dir entgegenblickt, daß es lächelt, da ein Mädchen im Garten seiner Jugend lächelt und wieder ernst ist unter dem Schweren, unter dem großen Opfer?

Gott ist. Nie lebtest du ihn. Du konntest ihn nicht leben, weil er zu groß, zu mächtig für dich war.

Ja, Gott ist, du weißt, wie schwer es sein wird, ihn dort vorn tragen zu müssen, da er dir hier sein schönstes, sein allgütiges Angesicht offenbarte. Es ist schwer, es wird schwer sein, aber es wird die große Fülle sein. Nicht das eine oder das andere ist das Leben, ist Gott. Leben ist nur das eine und das andere, ist Liebe und Opfer.

So jung du bist, Bob, so jung jetzt dein Herz schlägt — der Atem, der um deine Stirn weht, ist ein Hauch der Größe. Du glaubst, du weißt es, daß du nur einer von den Kleinen bist, nur eine der geringsten Figuren, die auf dem großen Schachbrett hin- und hergeschoben werden — aber was ist dieses Wissen, da du in dem schönen Licht junger Augen stehst! Dieses ist jetzt dein Ganzes. Ihm gilt es zu leben, froh zu sein, zu schenken. Wie hat der Greis gesagt? Hier hört alles auf, und hier beginnt alles.

Ja, er versteht nun, und die tiefe Freude um dieses Verstehen beglückt ihn und macht ihn reich. Reich für die Stunden ersten zarten Begegnens, reich und stark aber auch für die große Opferung da vorn in dem Leben, das nichts von dem einzelnen Menschen weiß. Und vielleicht war es so machtvoll, daß von seinem Reichtum für ein Gedeihen blieb, für ein Schaffen und Gedeihen unter der Sonne des friedlichen Kämpfens, unter dem Licht neuer und starker Forderungen.

(Fortsetzung folgt.)